

Erinnerungen an mein Leben in Nazideutschland und meine Emigration nach England

von

Mrs. Susan E. Sinclair

Weshalb diese Geschichte aufgeschrieben wurde

Im Jahre 1988 wurde unser erstes Enkelkind geboren. Während eines Urlaubs in jenem Jahr kam mir in den Sinn, dass fünfzig Jahre zuvor die „Kristallnacht“ stattgefunden und ich wohl die Pflicht hatte festzuhalten, auf welche Weise sie mich persönlich betraf. Vielleicht würden eines Tages unsere Kinder und Enkel wissen wollen, was damals geschah, und es wäre dann niemand mehr da, um es ihnen zu erzählen! Also setzte ich mich hin und schrieb meine Geschichte bis in die frühen Morgenstunden. Manche der eingetretenen Ereignisse erzeugen noch heute bei mir starke Emotionen.



Ende der zwanziger Jahre in der privaten Mädchenschule Institut Lohmann: in der hinteren Reihe ganz links Suse Oppenheimer, neben ihr ihre lebenslange Freundin Anne Berlin; es folgen Grete Hofmann und Ilse Feistmann, in der 2. Reihe, 2. von links Suse Sulzbacher

(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Eine glückliche Kindheit trotz Hitler

Ich muss mit meiner Geschichte 1933 beginnen, als Hitler an die Macht kam, einige Jahre vor der „Kristallnacht“. Dieses Ereignis hatte wenig Auswirkungen auf das zehnjährige, fröhliche und sorglose kleine Mädchen, das ich damals war. Wir lebten in Nürnberg und mein Leben war glücklich und angenehm. Ich mochte die Schule, wir machten viele schöne Urlaubsreisen und hatten viele Freunde und Verwandte, die uns regelmäßig besuchten. Für einige Zeit verlief mein Leben so wie zuvor. Ich bemerkte zwar, dass die Erwachsenen in meiner Umgebung beunruhigt waren, aber vor den Kindern wurde über die Gründe nur wenig gesprochen. Soweit wie möglich sollten wir ein normales Leben führen. Wir wurden gewarnt nicht über die Nazis zu reden oder was über sie zuhause gesagt wurde.



Glückliche Tage: Die Familie Oppenheimer 1928 im Urlaub in Churwalden (Schweiz); von links nach rechts: Susan, Lisa auf dem Arm ihrer Mutter Paula, Vater Siegmund und die älteste Tochter Eva
(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Entwicklungen in der Schule

Politik interessierte mich damals nicht. 1933 verließ ich die Grundschule und machte die Aufnahmeprüfung für das Lyzeum, die Höhere Mädchenschule. Meine Hauptsorge war es die Prüfung zu bestehen und später mich in der neuen Schule zurechtzufinden. Ich fand neue Freundinnen und meine Leistungen waren recht gut, vor allem in meinen zwei Lieblingsfächern. Mathematik war eines davon, das andere Deutsch, besonders das Schreiben von Aufsätzen.

Dennoch gab es zunehmend Probleme. Es begann damit, dass nun zwischen „arischen“ und „nicht arischen“ Kindern unterschieden wurde. Den „nicht arischen“ - jüdischen - Schülerinnen wurde eines Tages gesagt, sie müssten von heute an in der letzten Reihe sitzen. Jüdische Kinder durften nicht am Lateinunterricht teilnehmen, was ich nie verstehen konnte.

Dann mussten die anderen Mädchen der Hitlerjugend beitreten. Ziemlich vielen von ihnen machte das Spaß. Abgesehen von Singen und Marschieren brachte man ihnen dort allerlei Antisemitisches bei und sie begannen ihre früheren Freundinnen zu hassen. Ich war verletzt und durcheinander. Ich hatte mich doch nicht verändert, weshalb wollten sie dann nicht mehr mit mir befreundet sein?



Eva, Lisa und Susan, die drei Oppenheimer-Schwestern, 1929
(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Schließlich hatte ich nur noch jüdische Freundinnen. Man beschimpfte uns oft als „Judenstinker“! Wann immer möglich, schrie ich zurück: „Ich bin der Jude und du bist der Stinker!“ Danach musste ich allerdings schnell davonlaufen, wenn mehrere von „ihnen“ dabei waren. Im Unterricht sagte man uns unumwunden, dass wir keine guten Noten mehr bekommen würden. Meine Aufsätze wurden nicht mehr vorgelesen. Als Grund hierfür gab man an, dass „nur ein echter Deutscher ein guter Deutscher“ sein könne.

Trost für eine verletzte Mädchenseele

Zuhause versuchten meinen Eltern einen Ausgleich für die Herabsetzungen in der Schule zu schaffen. Mein Vater sprach zu uns oft über die jüdischen Errungenschaften in den Naturwissenschaften, der Literatur, Musik, Medizin und vielen anderen Gebieten. Er verwies auf den hohen Anteil jüdischer Nobelpreisträger und erzählte uns von der langen und stolzen jüdischen Geschichte. Es gelang ihm uns stolz darauf zu machen, dass wir Juden waren. Manchmal empfand ich trotz der täglichen Demütigungen in der Schule Mitleid mit jedem, der kein Jude war.

Als junger Teenager war Sport für mich sehr wichtig, besonders Leichtathletik. Plötzlich wurden wir vom Sportunterricht ausgeschlossen. Als Ausweg blieb nur der Eintritt in einen jüdischen Sportverein, der sich zu einem wichtigen Teil meines sozialen Lebens entwickelte. Als Kind eines Frontkämpfers des Ersten Weltkriegs wurde ich Mitglied im „Sportbund des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“. Dort ermutigte man uns zu hartem Training und dazu, das Leistungsabzeichen in Leichtathletik und Radfahren zu machen, wofür dieselben Richtwerte galten wie bei den „Anderen“. Die Übergabe von Abzeichen und Urkunde war für mich ein sehr stolzer Moment. Die Aktivitäten des Sportbundes schlossen auch Winterlager mit Skitouren in den Allgäuer Bergen ein.



Urkunde des Sportbundes für Susan Oppenheimer (1938)
(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Ich trat auch dem zionistischen Jugendbund bei, doch obwohl ich die Ausflüge, das gemeinsame Lesen von Theaterstücken und die anderen Unternehmungen genoss, konnte ich den Enthusiasmus für das zionistische Ideal eines Lebens in einem heißen, gefährlichen und unwirtschaftlichen Land nicht teilen. Deshalb verließ ich nach einigen Monaten den Jugendbund wieder.

Im Sommer 1938 kam die Mitteilung, dass die jüdischen Kinder nur noch in jüdischen Schulen unterrichtet würden. Von nun an besuchte ich eine neue Schule, die sich in Fürth befand, einer Stadt direkt neben Nürnberg - nur ein Ortsschild zeigte, wo die eine Stadt endete und die andere anfang. Mein Schuljahr begann im Herbst und weil selbst für den optimistischsten Juden die Emigration zu einer unausweichlichen Notwendigkeit geworden war, besuchte ich zusätzlich Kurse in Kochen und Nähen, um nötigenfalls meinen Lebensunterhalt in einem fremden Land verdienen zu können. Ich konnte diese Kurse nur für eine sehr kurze Zeit nehmen, denn bald kam der schreckliche 9. November, an dem sich mein Leben dramatisch veränderte.

„Kristallnacht“

Ein junger Jude hatte in Paris einen deutschen Diplomaten umgebracht. Dieser Vorfall wurde als Auslöser zur Durchführung bereits lange zuvor geplanter Übergriffe auf jüdische Wohnungen und Geschäfte, eines Pogroms, genutzt.

In jener Nacht wurde ich von Lärm, Schreien und Rufen geweckt. Ungefähr acht junge SA-Männer, betrunken oder nur berauscht von der Atmosphäre dieser Nacht, schlugen unsere Wohnung am Vestnertorgraben 15 kurz und klein. Bis sie in das Schlafzimmer kamen, das ich mit meiner jüngeren Schwester teilte, hatten sie bereits großen Schaden in den anderen Räu-

men angerichtet und meine Eltern in ihr Badezimmer eingeschlossen. Meine Eltern hatten furchtbare Angst um ihre Kinder. Ich konnte sie rufen hören und wurde sehr ängstlich, weil ich nicht wusste, was mit ihnen geschah.

Als die SA-Männer in unser Zimmer kamen, zerrten sie mich aus dem Bett und zerfetzten dabei mein Nachthemd. Als Fünfzehnjährige war ich darüber zutiefst beschämt. Dann sagten sie mir, ich solle mich wieder anziehen und mir etwas aus dem Kleiderschrank holen, der nach kontinentaler Art sehr groß und schwer war. Als ich vor dem Schrank stand, warfen die acht jungen Männer ihn einfach um. Zweifellos wollten sie mich damit umbringen und verließen den Raum. Glücklicherweise war das Zimmer in einem derartigen Durcheinander, dass ein Tisch, den sie zuvor umgeworfen hatten, den Schrank in einer Höhe abhing, die es mir erlaubte mich unter ihm herauszuwinden. Die Erinnerung an diesen Vorfall wird mir für immer bleiben.

Meine Sorge galt auch meiner kleinen Schwester. Sie war unter ihre Decke gekrochen und ihr Bett übersät mit Splittern von Spiegelglas, doch war sie unverletzt. Die Männer verschwanden, um noch mehr Schaden in anderen Häusern anzurichten. Es gelang uns unsere Eltern zu befreien. Wir sahen uns in dem Chaos um, das einmal unsere Wohnung gewesen war.

Unsere Haushälterin wollte nicht glauben, dass Hitler, den sie bewunderte, von alledem wusste („Des wenn unser Führer wüsst‘!“). Eine Freundin von mir, die bei uns übernachtete, hatte sich auf dem Balkon versteckt. In ihrem Nachthemd war sie in dieser kalten Novembernacht fast erfroren. Noch am Tag zuvor hatte sie mir erzählt, dass sie nicht wisse, ob sie glauben solle, was ihr ihr geliebter jüdischer Stiefvater über die Nazis gesagt hatte, oder das, was ihre Tante meinte, die eine glühende Anhängerin der Nazis war und die sie erst kürzlich besucht hatte. Nach dieser Nacht hatte sie Gewissheit. Als ich sie am folgenden Tag zum Bahnhof brachte, bettelte sie mich an, ich solle auf den Bauernhof ihrer Familie bei München kommen und dort bleiben, wo wir in Sicherheit wären.

Die Flucht von Nürnberg nach München

Am folgenden Morgen schwang ich mich auf Wunsch meines Vaters auf mein Fahrrad, um bei den Freunden unserer Familie nach dem Rechten zu sehen. Keiner wagte es das Telefon zu benutzen, weshalb dies der einzige Weg war, um herauszufinden, ob sie alle überlebt hatten. Alle hatten grauenhafte Geschichten über die vergangene Nacht zu erzählen. Nach allgemeiner Ansicht war es das Beste, noch an diesem Tag Nürnberg zu verlassen. Der Grund dafür war, dass Julius Streicher, Hitlers größter antisemitischer Hetzer, der für Nürnberg zuständige Gauleiter war und für den Abend zu einer großen öffentlichen Versammlung aufgerufen hatte. Danach konnte es wieder zu Gewalttätigkeiten kommen.

Das Ziel meiner Familie war München. Der britische Konsul dort hatte meinem Vater Zuflucht im Konsulat angeboten, sollte er jemals Schwierigkeiten bekommen. (Es wäre schön für mich gewesen, wenn ich damals schon gewusst hätte, dass in dieser Stadt ein siebzehnjähriger Junge lebte, der eines Tages mein Ehemann sein würde.) Wir packten einige Habseligkeiten und mein Vater gab mir seine wichtigen Papiere, um sie in meiner Unterwäsche zu verstecken, damit er selbst sie nicht bei sich tragen musste. Am Abend verließen wir Nürnberg.



Das jungvermählte Paar Paula, geborene Rügheimer, und Sigmund Oppenheimer, 1920

(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Als wir uns München näherten, konnten wir sehen, dass stadtauswärts fahrende Autos angehalten wurden. Unser Fahrer beruhigte uns: Er kenne München gut und werde uns durch eine Seitenstraße hineinbringen, wo es wahrscheinlich keine Straßensperre geben werde. Doch er irrte sich, unser Wagen wurde angehalten und mein Vater herausgeholt, nachdem man ihn gefragt hatte, ob er Jude sei. Er musste mit anderen Juden, die man zusammen getrieben hatte, auf ein Lastauto steigen. Als der Lastwagen abfuhr, gab meine Mutter die Anweisung ihm zu folgen. Schließlich bog der Lastwagen in den Hof einer Kaserne ein, wo trotz der Nachtzeit eine johlende Menschenmenge versammelt war.

Nachdem das Lastauto entladen war, folgte meine Mutter mutig ihrem Mann in das Gebäude. Meine Schwester und ich waren müde und verängstigt durch den aggressiven Mob um uns herum. Ein SA-Mann kam zu uns und sagte mir, ich könne schon einmal zurück nach Nürnberg laufen, weil wir unsere Eltern niemals wieder sehen würden und man unser Auto beschlagnahmen würde. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wie ich zu Fuß nach Nürnberg zurückkommen sollte. Deshalb beschloss ich nichts zu tun und hoffte, dass meine Eltern bald zurückkehren würden.

Nach einiger Zeit kam meine Mutter wieder. Sie war sehr aufgeregt. Sie hatte nichts erreichen können, nicht einmal meinen Vater konnte sie sehen. Sie entschied sich für einen weiteren Versuch am nächsten Morgen. In der Zwischenzeit wollte sie für uns ein Hotel finden, in dem wir die Nacht verbringen konnten. Sie war viel mit meinem Vater gereist und kannte einige Hotels in München. Am ersten, in dem sie noch vor nicht so langer Zeit logiert hatte, war nun am Eingang ein Schild abgebracht, das besagte „Keine Juden“. Wie wir herausfanden, befanden sich ähnliche Aufschriften an allen Hotels, die wir anfuhrten. Um zum britischen Konsulat zu gehen, war es bereits zu spät in der Nacht. Während wir uns ratlos fragten, was wir tun sollten, folgte der Türsteher eines der Hotels meiner Mutter zum Wagen. Er gab ihr die Adresse einer Pension, die seiner Schwester gehörte, außerdem eine Notiz, in der er diese bat sich um uns zu kümmern. Wir fuhrten hin, bekamen ein Zimmer und wir Kinder schliefen sofort ein.

Am nächsten Tag wachten wir beide erst spät auf und stellten fest, dass unsere Mutter nicht da war. Sie hatte uns eine Nachricht hinterlassen, wonach sie zurück zur Kaserne gegangen sei und wir auf dem Zimmer bleiben sollten. Endlich kam sie zurück. Wiederum hatte sie meinen Vater nicht treffen können. Man hatte ihr nicht einmal gesagt, wo genau er sich mittlerweile

befand, aber mitgeteilt, „wir werden Ihnen seine Asche schicken“. Tatsächlich war er zu diesem Zeitpunkt bereits auf dem Weg in das Konzentrationslager Dachau.

Zuflucht auf dem Bauernhof meiner Freunde

Meine Mutter beschloss, die beiden Kinder auf den Bauernhof meiner Freunde in der Nähe von Rosenheim zu bringen und selbst zurück nach Nürnberg zu fahren, um von dort aus zu versuchen meinem Vater zu helfen. Sie hatte herausgefunden, dass man damals aus dem Konzentrationslager entlassen werden konnte, wenn man ein Geschäft oder Immobilien besaß, die man bereit war den Nazis zu übergeben. Mein Vater hatte beides und sie bereitete die notwendigen Papiere vor. Außerdem brauchte man ein Einreisevisum in ein anderes Land, bevor man freigelassen wurde. Auch daran arbeitete sie mit der Hilfe von Freunden. Sie bemühte sich um Visa für Amerika, England, Palästina und andere Länder. Nach ein oder zwei Wochen schickte ein Onkel in der Schweiz seinen Rechtsanwalt, um meine jüngere Schwester abzuholen. Damit war wenigstens ein Mitglied der Familie in Sicherheit. Ich blieb auf dem Bauernhof und half dort bei allen Arbeiten mit.

Der Tag auf dem Bauernhof begann um vier Uhr morgens. Der Bauer war ein früherer Diplomat, der herausgefunden hatte, dass er als Jude galt obwohl seine Familie bereits vor seiner Geburt zum Christentum übergetreten war. Er konnte nicht im diplomatischen Dienst bleiben und ließ sich mit seiner Familie auf einem Bauernhof nieder. Alle arbeiteten hart, aber nach dem Frühstück, während seine Frau, seine Töchter und ich stopften oder Gemüse putzten, las er uns für mindestens eine Stunde aus ernster Literatur vor.

Für alle Juden galt eine Sperrstunde. Wir mussten ziemlich früh wieder im Haus sein. Eines Tages war das für mich unmöglich, als ich in ein Krankenhaus in München fahren musste, um dort eine Bescheinigung zu erhalten, die meine Mutter für ein Visum benötigte. Das Jüdische Krankenhaus in München war das reinste Chaos, weil so viele Menschen Bescheinigungen, Impfungen und dergleichen benötigten. Ich musste stundenlang warten und verpasste deshalb den Zug, der mich vor der Sperrstunde zurück zum Bauernhof gebracht hätte. Ich blieb bei jüdischen Freunden in München, doch damit bereitete ich meinen Freunden viele Sorgen, denn ich konnte ihnen nicht mitteilen, wo ich war. Ich glaube, sie hatten kein Telefon.

Zurück bei der Familie in Nürnberg

Ende Dezember wurde ich nach Nürnberg zurückgeholt, denn mein Visum für England war eingetroffen. Kurz zuvor war auch mein Vater nachhause gekommen. In sechs Wochen schien er um zehn Jahre gealtert. Sein Kopf war kahlgeschoren und die Stoppeln, die nachwachsen, waren grau statt braun. Er trug keinen Hut mehr, so wie er es früher getan hatte. Er wollte, dass „sie“ sich schämen sollten, denn er hatte nichts, wofür er sich zu schämen brauchte, dennoch war er eingesperrt worden. Er erzählte uns einige seiner grauenhaften Erlebnisse in den vergangenen Wochen. Früher war er immer freundlich und geduldig gewesen, jetzt war er reizbar und nervös.

Er wollte seine Familie so schnell wie möglich aus Deutschland heraushaben und machte sich Vorwürfe geglaubt zu haben, dass Hitler sich nicht lange an der Macht würde halten können. Mittlerweile war auch meine ältere Schwester von der Universität in Hamburg zurückgekommen, wo sie nichts von dem, was wir erlebt hatten, hatte durchmachen müssen. Sie und ich sollten schnellstmöglich nach England. Dafür brauchten wir Pässe, auf deren erste Seite ein großes rotes „J“ gestempelt wurde. Die Papiere unserer Eltern waren noch nicht fertig,

doch sie hofften uns später nachfolgen zu können. Wenige Tage vor Weihnachten 1938 verließen wir Nürnberg mit den beiden jungen Söhnen von Freunden meiner Eltern.



Die Geschwister Oppenheimer 1938 vor Susans (Mitte) Konfirmation
(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Auf dem Weg nach England

Ich hatte gemischte Gefühle. Ich war sehr aufgeregt über die Aussicht nach England zu kommen, erleichtert, Deutschland zu verlassen, und traurig über die Trennung von den Eltern. Der Vater der Jungen fuhr mit uns bis zur deutsch-niederländischen Grenze. Auch er musste noch einige Formalitäten erledigen, bevor er wieder mit seinen Söhnen zusammentreffen konnte. Bevor er uns verließ, sprach er im Zug mit einem Engländer. Dieser versprach ein Auge auf uns vier zu behalten, sobald der Zug Deutschland verlassen hätte und wir auf uns selbst gestellt wären. Wir waren allerdings schon weit in Holland, als er das erste Mal nach uns sah. Er erklärte uns, dass er wegen des „J“ in unseren Pässen so lange nicht mit uns zusammen gesehen werden wollte, bis wir sämtliche deutschen Kontrollen passiert hatten. Er war ein Geschäftsmann auf der Rückreise von Wien. Dort hatte er viele jüdische Freunde, deren Juwelen und andere Wertsachen er nach England in Sicherheit brachte. Weil jeder von uns nur zehn Reichsmark mitnehmen durfte, wollte er, dass seine Freunde Werte in England haben, wenn sie dort ankommen. Er sagte. „Ein Mann kann eine goldene Uhr haben, vielleicht sogar zwei. Aber zehn Uhren wären wirklich etwas verdächtig!“

Von da an kam ‚unser‘ Engländer in regelmäßigen Abständen, um nach uns zu sehen, und stellte sicher, dass wir alles hatten, was wir brauchten. Die Überfahrt machten wir in der Nacht von Hoek van Holland nach Harwich. Er sorgte dafür, dass wir aufs und vom Boot kamen, und fuhr zusammen mit uns bis nach London. Er begleitete uns auch durch die Einreisekontrolle. Ich wollte unbedingt mein geliebtes Akkordeon mitnehmen. Es war mir viel wichtiger als der Rest meines Gepäcks. Unser Freund sagte einige magische Worte zum Zollbeamten und schon war der Koffer mit dem Akkordeon als abgefertigt markiert.

Auch in London ließ er uns nicht allein, bis er uns den Freunden und Verwandten übergeben konnte, die uns abholten. Ich wünschte, ich hätte ihn trotz all der Aufregung bei der Ankunft in London nach seinem Namen und seiner Adresse gefragt. Ich habe das Gefühl, dass sich keiner von uns ausreichend bei ihm bedankt hat.

Ein neues Leben

Ich blieb bei wunderbaren Freunden meiner Eltern, die Deutschland einige Jahre zuvor verlassen hatten. Junge Leute unter siebzehn Jahren brauchten einen Bürger, weil sie sich noch nicht um eine Arbeitserlaubnis bemühen konnten. Unsere Freunde garantierten für meinen Lebensunterhalt und machten mich zu einem Mitglied ihrer Familie.

Es war ein fröhlicher Haushalt und sie gaben mir das Gefühl willkommen zu sein. Sie waren freundlich, aber auch entschlossen in ihrem Wunsch, dass ich den Alptraum des letzten Monats hinter mir lassen müsse. Ich hatte das Nachthemd mitgebracht, das man mir vom Leib gerissen hatte. Behutsam überredeten sie mich dazu, es endlich loszuwerden, woraufhin es feierlich ausrangiert wurde. Sie schickten mich auf eine Schule, um Englisch zu lernen. Ich nahm den Unterricht sehr ernst. Ich wollte verstehen, worüber die Leute redeten, ich wollte meine Wertschätzung dafür zeigen, was für mich getan wurde, und ich wollte meinen Eltern von meinen guten Fortschritten berichten können.

Anfangs gab es viele Probleme und Missverständnisse beim Erlernen der englischen Sprache, etwa die Schwierigkeiten und unendlichen Varianten bei der Aussprache von „ough“ und Wendungen wie „R. is rather inclined to pull people's legs“ („R. hat eine Vorliebe dafür Leute zu necken“, wörtlich: „R. hat eine Vorliebe dafür Leute an den Beinen zu ziehen“). Eine komische Sitte, dachte ich, wie macht sie das? Krabbelt sie unter den Tisch? Aber nach ein paar Wochen sprach und verstand ich Englisch und war bereit für mein neues Leben. Meine Eltern konnten im Mai 1939 zu uns kommen, meine jüngere Schwester aus der Schweiz eine Woche vor Beginn des Krieges. Wir hatten das Glück wieder vereint und in England zu sein. Nach dem Krieg wurden wir alle britische Staatsbürger.

Schlussgedanken

Das Vorstehende habe ich bewusst nur aus meiner subjektiven Perspektive geschrieben. Jeder begonnene Gedankengang könnte einen neuen Absatz produzieren, der ein anderes Erlebnis beschreibt und schließlich wäre aus diesem kurzen Bericht ein Buch geworden. Trotzdem hat das Goldene Jubiläum meiner Ankunft hier am 23. Dezember 1938 zumindest soviel verdient.

Meine Familie hatte das Glück zusammenzubleiben. Nach dem Krieg mussten wir aber erfahren, dass viele meiner Schulfreundinnen zusammen mit ihren Familien, viele unserer Verwandten und Freunde meiner Eltern während des Holocausts ermordet worden waren.

August 2002

Susan E. Sinclair

Übersetzung aus dem Englischen von Gerhard Jochem



Wie das Leben weiterging: Mr. H. Peter Sinclair und Ms. Susan E. Oppenheimer 1947 in Epping Forest ...
(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)



... und dasselbe liebende Paar, nun Mr. und Mrs. Sinclair, 2000 im Urlaub in der Schweiz
(Foto: Mrs. S.E. Sinclair)

Susan entschlief friedlich am 24. September 2006, im Alter von 83 Jahren, im Krankenhaus nach einer schweren Operation am offenen Herzen ohne noch einmal das Bewusstsein zu erlangen.

Index*

Home*